

Belegschaft.		
Morgen- und Abendblatt mit Abholung in den Zeitungsvertriebenen:		
Monatlich	1 K	80 h
Wertetäglich	5 K	40 h
Halbjährig	21 K	80 h
Ganjährig	21 K	80 h
Morgen- und Abendblatt mit Zustellung ins Haus		
Monatlich	2 K	20 h
Wertetäglich	6 K	60 h
Halbjährig	13 K	20 h
Ganjährig	20 K	40 h
Schriftleistung: Schriftgasse Nr. 64 "Sturmweg"		
Geschäftsräume für den Lokalverkehr		
Nr. 805 und Nr. 309		
Für den Interurban-Verkehr nur Nr. 309		
Berichtigung: Albrechtgasse Nr. 6. Geschäftsräume Nr. 88.		
Das Morgenblatt erscheint täglich mit zwei Sonntagsausgaben, die auf letztere tag folgenden Ziffern, bei 10 Uhr abge- liefert außer an Samstags- und Feiertagen. Ankündigungen werden in der Vermal- lung sowie in sämtlichen ausmärkten Ankündigungs-Ausfertigen angenommen.		

Belegschaft.

Für Österreich:		
Morgen- und Abendblatt mit täglich einzahliger Postverwendung:		
Monatlich	2	K 40 h
Wertetäglich	7	K 40 h
Halbjährig	14	K 40 h
Ganjährig	28	K 40 h
Sonntags- und Sonntags- zummen:		
Wertetäglich	2	K 50 h
Halbjährig	3	K 50 h
Ganjährig	10	K 50 h
Die Sonntagsnummer tötet für sich allein:		
Wertetäglich		K 50 h
Halbjährig		5 K 50 h
Ganjährig		12 K 50 h
Für das Ausland:		
mit täglich einzahliger Postverwendung: Für Australien und Neuseeland 10 K - h Für Länder des Weltkriegs vereines vierfährig 12 K - h		

Die Sonntagsnummer
tötet für sich allein:

Wertetäglich K 50 h

Halbjährig 5 K 50 h

Ganjährig 12 K 50 h

Für das Ausland:

mit täglich einzahliger Postverwendung:

Für Australien und Neuseeland 10 K - h

Für Länder des Weltkriegs
vereines vierfährig 12 K - h

Grazer Volksblatt

Morgen-Ausgabe.

Nummer 188.

Graz, Freitag den 24. April 1908.

41. Jahrgang.

Jugendlektüre.

Von A. Abels.

Indianergeschichten! Bei diesem Worte leuchten die Augen eines jeden körperlich und geistig gesunden Knaben und wohl auch — Mädchens. Jägerdörfer gehören der menschlichen Kindheit an. Ihr religiöses Empfinden verehrt in durchaus kindlich naiver Weise einen „großen Geist“, einen „guten Manitou“. Ihre Weltanschauung, ihre Lebenserfahrung ist noch unentwickelt. Ihre Instinkte, so scharf sie sind, wirken nicht über einen sehr engen Horizont hinaus. Ihre Leidenschaftlichkeit bewegt sich leicht zwischen den Extremen von Liebe und Hass, Vertrauen und Argwohn, Verwegtheit und Vorucht, Freude und Schmerz. Sie haben keine Vergangenheit und kennen die Zukunft nicht, die vor ihnen liegt, darum klammern sie sich mit allen Fasern an die Gegenwart und sind der größten Opfer und des mahrsten Heldentums fähig, wenn es gilt, sie festzuhalten. Dieses Heldentum wird durch das eigenartige an Gesetzen reiche Leben, das sie führen, in hohem Grade begünstigt. Kurz, die Seele solcher Völker, besonders der indianischen, ist der Seele unserer Jugend so eng und so natürlich verwandt, daß es ein Beweis von Krankhaftigkeit sein würde, wenn eines unserer Kinder sich nicht lebhaft für sie interessierte.

Aber man beobachte die Jugend, während sie dieses Interesse verfolgt! Es fällt ihr nicht im geringsten ein, etwas zu bemühen, was eine Begleitercheinung oder eine Folge der nationalen Kindheit ist. Kein normal veranlagter Knabe wird über einen andern Knaben nur deshalb entzückt sein, weil dieser andere eben auch ein Knabe ist. Die Jugend holt sich ihre Ideale aus der Welt der Erwachsenen. Auch sie will wachsen. Sie schwärmt für den, der über sein Alter und über seine Umgebung hinauswächst, für keinen sonst. Der Knabe malt sich einen Schnurrbart und fühlt sich im Besitz dieser zwei Tintenstriche als großer Mann und Held. Die Männlichkeit ist es, die ihm importiert. Die Indianer ziehen ihn nicht etwa nur als Indianer an, sondern weil sie eine Klasse von Kindern sind, deren Jugendlichkeit sie nicht verhindert, zugleich auch Männer zu sein. Das ist vielleicht die höchste einfache Lösung dieses psychologischen Rätsels.

Man erzähle einem Knaben von tausend gewöhnlichen Indianern, so wird sein Interesse eben auch nur ein ge-

wöhnliches sein. Man hebe ihm aber aus dieser Menge einen einzigen, der über die anderen emporragt, heraus, so wird er jubeln und ihm sich als Knabe nehmen. Denn die Jugend ist noch nicht reif für immaterielle Ideale; sie trachtet nach sinnlichen Vorbildern, nach sichtbaren Persönlichkeiten, an denen sie sich zur Nachreifung begeistert. Die müssen aber, wie der Knabe oder das Mädchen selbst, dem kindlichen Alter angehören und trotz dieser Kindheit es doch schon zum Mannes-, respektive Heldenbild gebracht haben. Man bemerke wohl: kein Tommont und kein Wallenstein wird auf die Jugend derart wirken, wie ein Old Shatterhand oder gar ein Winnetou, denn die beiden ersten entstammten nicht einer nationalen Jugendzeit; die beiden letzteren aber sind Kinder, obgleich die Taten von Männern und Helden verübt. Das ist der Unterschied, den man festzuhalten hat.

Und ferner: Kein Brini und keine Jungfrau von Orleans würde uns derart begeistern, wie es heute geschieht, wenn sie uns nur als geschichtliche Individuen entgegenstehen, ohne von berufener Hand zu wirklichen und abgeschlossenen Persönlichkeiten umgeschaffen worden zu sein. Das Ideal braucht keineswegs nur übermenschliche Eigenschaften zu besitzen, im Gegenteil, die Menschlichkeit bringt es uns näher, indem sie unsere Teilnahme vergrößert und vertieft. Eines aber ist unbedingt von ihm zu fordern und kann ihm keinen Nutzen erlaufen werden, nämlich die moralisch und ästhetisch vollendete Persönlichkeit. So groß in der Jugend der Drang nach idealen Persönlichkeiten ist, an denen sie sich erfreuen und zur ausgebildeten Männlichkeit, respektive Weiblichkeit entwickeln kann, ein Schriftsteller, der nicht selbst auch eine wirkliche Persönlichkeit ist, kann ihr keine Ideale geben, und schreibe er auch tausend Indianerbücher, in welchen es von berühmten Häuptlingen und tapferen Kriegern wimmelt. Und hier, gerade hier liegt der Punkt, an dem die Frage nach dem Wert oder Unwert derartiger Erzählungen zu erheben ist.

Diese Frage lautet: Sind sie schwach oder möglich? Denn einen dritten Fall, etwa so eine Art von Mittelstraße, gibt es nicht. Und die Antwort sagt: Es gibt möglich und es gibt schädlich, aber leider kommen aus tausend schädlichen höchstens nur zehn mögliche. Das ist traurig, doch nachgewiesenerweise wahr! Wie viele von denen, die solche Geschichten schreiben, haben auch nur eine Ahnung davon, welch ein hohes Können und reiches Wissen und welch ein edles Wollen zu so einer Arbeit gehört? Kein ehrlicher Schriftsteller würde

sich untersagen, ein Buch über einen Gegenstand zu schreiben, der außerhalb seiner geistigen Atmosphäre liegt; Indianergeschichten aber versetzt heutzutage jeder Literaturkreis, der Amerika nur vom Hörensagen und die rote Rasse nur ausjenen berüchtigten 26-Pennig-Heften kennt, deren Verfasser doch wenigstens so vorsichtig sind, ihre Namen zu verschweigen! Derartige Machwerke kennzeichnen sich schon durch selbstfabrizierte Namen, die keiner der vorhandenen Indianersprachen angehören. Es erscheint den Herren Verfaltern bereits als großartige Leistung, wenn sie einem Arachenhüpfling einen Dabotanamen geben, den sie zufälligerweise irgendwo gefunden haben. Man kann vor solchen Bildern nicht genug warnen. Sie sind Nachahmungen, oft sogar direkte Fälschungen, auf alle Fälle aber Mache, läugnende Mache, die auf Gelbst spekuliert, die man der Übertragung der jugendlichen Phantasie expressiv will. Sie enthalten nichts, als trügerische Phantasiereiche und höchst gefährliche Giste, welche ihre Wirkung nie verstehen. Sie verbreiten die Unwachsamkeit. Sie zerstören den gefundenen Sinn für Recht und Pflicht. Sie vernichten das Gewissen. Sie bringen den Erfolg der sorgfältigen Erziehung in Gefahr. Und sie wirken geradezu unfehlbar selbst in die weiteste Ferne, wenn ihre Verfasser eine Lebensstellung bekleiden, die ihnen das allgemeine Vertrauen des Volkes sichert. Leider wird dieses Unheil gegenwärtig nicht durch den Buchhandel, sondern auch auf dem Wege der Postportage und sogar in Bärenbüchern in solchen Mengen verübt, daß es als höchst überflüssig, ja fast lächerlich erscheint, wenn sich einmal eine zagende Stimme dagegen erhebt.

Indianergeschichten gab es schon längst, bevor Chateaubriand seine berühmten Erzählungen „Atala“, „René“ und „Les Natchez“ veröffentlichte. Es wäre nicht schwer, eine Aufstellung und Kritik derselben zu geben, doch mangelt es hierzu an Raum. Es ist wissenschaftlich, dann in erzählender Form und für das Volk behandelt, ist der Indianer jetzt als stehende Figur in der Kinderstube ein Gegenstand des literarischen Bußfests geworden, und das, hat er nicht verdient! Große Schriftsteller und Dichter haben ihn groß und richtig gezeichnet; man denke an Longfellow’s „Hiawatha“. Niedrig stehende Schuhfabrikanten zeichnen ihn in gleicher Niedrigkeit, indem sie an die ververse Freude am Gemeinen und Blutrüttigen spekulieren. Er ist das Opfer eines harten, weltgesellschaftlichen Gesetzes, welches scheindar die Vergegenständigung erlaubt. Seine

Gestalt ist in Wehmuth getaucht. Sein Auge besitzt die unergründliche Tiefe des Schmerzes. Eine erschitternde Tragik dämpft den Atem seiner Brust. Es ist seiner Seele versagt, sich zum Geiste zu entwinden; das hält ihn in Melancholie, in immerwährende, unausgestopfte Trauer. So, gerade so hat ihn Cooper gezeichnet, und gerade dadurch, daß er das Indianer- und Ansiedlerideal idealistisch, den mitanhaltenden „Indians“ zur moralischen und ästhetischen Persönlichkeit erhob, das erklärt den ungeheuren Erfolg der Bücher, die Cooper schrieb. Weil er sich der rote Rasse erbarmte, und ihrer „Seele“ Gestalt und Persönlichkeit gab, fliegt ihm die Seele der Bleichgesichter zu und seine Werke werden geliebt werden, wenn seine Imitatoren längst vergessen sind.

Man braucht nicht an übertriebener Christlichkeit oder Humanität zu leiden, um das erwähnte weltgesellschaftliche Geiste der Vergegenständigung grauflam zu finden. Glücklicherweise ist diese Vergegenständigung meist nur eine scheinbare resp. nur oberflächliche. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht und darum schließlich immer gerecht. Sie lehrt und beweist, daß der Verliegte machträglich niets zum Sieger wurde, d. h. wenn er es verdiente Nur wer die Verhältnisse nicht kennt, kann behaupten, daß die Indianer ausgetrotzt sind, resp. noch ganz verschöpft werden. Das Gegenteil ist richtig! Sie erholen sich: sie vermehrten sich! Gerade die besten Kenner der einschlägigen Verhältnisse stimmen darin überein, daß die rote Rasse bei der Bildung der neuamerikanischen Nationalitäten eine ganz bedeutende Rolle spielen werde. Diese Meinung sichert den Indianern eine Zukunft, die den Lebenden nicht sterben und den Toten wieder auferstehen läßt. Man denkt dabei an die bekannten tiefenlängigen Gräber zwischen Old Shatterhand und Winnetou! Mit Old Shatterhand ist bekanntlich die Menschheitsfrage gemeint, die wir zu beantworten haben. Und Winnetou, der geheimnisvolle Hauptling, bedeutet die rote Rasse, an die diese Frage gerichtet wird. Winnetou wurde aufgefördert, sich und sein Volk an den Weißen zu rächen, aber er, der Edelmütige, verzichtete darauf, denn er erfuhr von Old Shatterhand, daß es einen besseren und nachhaltigeren Sieg gebe als den, der mit der blutigen Waffe erzwungen wird. Er entsagte dem Kampfe, weil er überzeugt war, dann um so leichter auf friedlichem Wege zu siegen, und es war ganz richtig, daß er später, durch die Brust geschossen, noch sterbend sagte: „Charli, ich glaube an den Himmel. Winnetou ist ein Christ!“ Darum halten ihn viele, obgleich er erschossen wurde, noch heute nicht für tot, und darum wird es mit allgemeiner Ge-

nuugung begrüßt, daß noch ein vierter Band über ihn, den Prototyp des werdenben Edelminthen, erscheinen soll.

Es ist gewiß erfreulich, daß die Indianerfrage gerade von einem Deutschen in so tiefer und durchaus edler Weise aufgegriffen und behoben worden ist. Es gehört dazu ein großer, weiter, menschenfreundlicher Blick und eine liebevolle Kenntnis der Menschheitseile im Allgemeinen und der Seele der roten Rasse im Besonderen. Und besonders auch ein so umfassendes Studium der Jugendseile, wie es Karl May, dem Gelehrten, in seinen wohlbekannten Werken eigen ist. Er hat seinen herrlichen Winnetou aus der Allgemeinität der Rasse hochemporgehoben und in ihm eine wirklich lebende und doch symbolische Gestalt geschaffen, die alle Eigenschaften besitzt, unsterblich zu sein. Die Jugend schaut, ohne daß die Gestalt ausschließlich nur für sie gebildet wurde, begeistert zu ihr auf und lädt sich von ihr zu allem Guten und Schönem leiten, dessen die weiße, bildsame Seele fähig ist.

Warum gibt es in der gesamten Indianerliteratur aller Länder keine Figur, die man diesem einen, einzigen Winnetou an die Seite stellen könnte? Weil es May verstanden hat, sie aus lebendigem Stoff zu kontruierten und ihr dann Geist und Seele einzubauen. Wie köstlich gefund, wie fast überirdisch rein ist dieser Winnetou, dem jeder Vater und jede Mutter ihre Kinder unbedingt anvertrauen können! Denn solche Ideale muß die Jugend haben, verkörperte Weissagungen, deren Erfüllung in der Kraft des erwachsenen Mannes liegt, tragende Symbole, an welchen man sich zum Selbstbilden und Selbstwollen läßt, und leitende Vorbilder, deren Nachreifung zum Scharfmann, zur Umsicht, zur Geistesgegenwart und zur Geschicklichkeit führt, sich sein Leben selbst zu gestalten, ohne dabei von der Herauslassung anderer abhängig zu sein! Und Winnetou ist nicht bloß Jugendideal, sondern noch weit mehr. Er wurde doch eigentlich für die Erwachsenen geschrieben, zur Lösung eines völkerpsychologischen Problems, der sich der Gegenwart kaum mehr entziehen kann.

In Summa: Um Indianergeschichten schreiben zu können, muß man erstens den Stoff vollständig beherrschen, zweitens die nötige Begabung dazu besitzen und drittens sich der ungeheuren Verantwortung verhüten sein, die man der Jugend gegenüber auf sich nimmt. Von allen Dingen ist das Geschick, psychologische Persönlichkeiten zu bilden, unumgänglich nötig. Und selbst, wenn man das alles hat, wird das, was man schreibt, doch nur etwas Gemöhlisches sein, wenn die Hauptstrophe fehlt, nämlich der innere — Denkt!